

Der Weg ins Leben

Autor(en): **W.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 17

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639501>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

konnten sie retten. Neun kehrten nicht wieder. Der eine erzählte, wie sie sich oben an Deck festgebunden, um nicht weggeschwemmt zu werden, wie das Wasser gestiegen und sie immer höher geflettet waren, wie sie schon die Boote gesehen . . .

Als durch die Novembernacht der Orkan mit einer Stundengeschwindigkeit von neunzig Stundenkilometer brauste, flogen die Seenotrufe des Dampfers „Saxilby“ mit ihm um die Wette. Die Funkstation der „Berengaria“ fing den Ruf auf, und sofort änderte der stählerne Renner seinen Kurs. Während die „Berengaria“ durch den tobenden Nordatlantik fuhr, tickten noch die Rufe der „Saxilby“, des englischen Frachters. Plötzlich aber verstummten die Rufe. Die letzte Nachricht hatte besagt, daß die 30 Mann starke Besatzung nunmehr die Boote herunterlasse, um sich zu retten. So hoch waren die Wellen, daß selbst die „Berengaria“ rollte — und da wollten sie in ihren winzigen Booten Rettung finden? Sie kamen zur Unfallstelle, mit ihnen noch zwei andere Schiffe. Sechszwanzig Stunden gingen die Kapitäne der drei rettungsbereiten Dampfer nicht von ihren Brücken, sechszwanzig Stunden tönten die Signalpfeifen, riefen die Nebelhörner, flammten die Raketen, aber weder von der „Saxilby“ noch von den Rettungsbooten fand man eine Spur. Das letzte Lebenszeichen blieb der Ruf durch den Äther, aufgefangen von den Kameraden des Meeres, die, bereit, ihr Leben einzusetzen, zu spät gekommen waren.

Der 3000-Tonnendampfer „Blairgowrie“ hatte mit einer Ladung Kohlenstaub am 16. Februar den englischen Hafen Swansea zu einer Fahrt nach Boston verlassen. Er sank im Nordatlantik mit der gesamten Besatzung von 26 Mann am 27. Februar.

Die erste Nachricht von der Seenot des Dampfers empfangen die in der Nähe befindlichen Dampfer am 26. Februar, 17.50 Uhr. Der Funke der „Blairgowrie“ telegraphierte:

„SDS Steuerruder gebrochen. Laderaum unter Wasser.“
Diese Meldung wurde von dem Dampfer „Beaverdale“ empfangen und an die andern Schiffe weitergeleitet. Als Antwort funkte die „Beaverdale“:

„Wind frisch langsam auf. Berghohe Wellen. Furchtbare Böen. Beabsichtigen Kurs auf Sie zu nehmen, wenn sich das Wetter bessert.“

Gleich darauf wurden Funkmeldungen des deutschen Lloyd-Dampfers „Europa“ vernehmbar. Es stellte sich heraus, daß die Besatzung der „Blairgowrie“ nur von ihm rechtzeitige Hilfe erwarten konnte.

21.32 Uhr. „Blairgowrie“ teilt dem holländischen Schiff „Blommersdyk“ mit, daß ihre Laderäume Nummer 1 und 5 überflutet seien. Die Mannschaft sei damit beschäftigt, Wasser auszupumpen.

21.51 Uhr. „Blairgowrie“ zur „Europa“: „Bezweifeln, daß wir imstande sein werden, unsere Rettungsboote zu benutzen. Mannschaft an Bord 26. Funkstation arbeitet, aber nur noch mit 25 Kilowatt.“

22.35 Uhr. „Europa“ zur „Blairgowrie“: „Hier voller Hurrikan.“

23.11 Uhr. „Blairgowrie“ zur „Europa“: „Schiff schwere Schlagseite, nehmen schwere Wellen. Wie weit sind Sie entfernt? Sagen Sie, wann Sie ungefähr hier sind.“

23.38 Uhr. „Blairgowrie“ zur „Europa“: „Glauben nicht, daß das Schiff lange nach 2 Uhr aushält. Können Sie es bis dahin schaffen?“

23.42 Uhr. „Europa“ zur „Blairgowrie“: „Wir nähern uns Ihnen. Hoffen um 3 Uhr bei Ihnen zu sein.“

23.59 Uhr. „Europa“ zur „Blairgowrie“: „Machen jetzt 18 Knoten. Hoffen schon um 2 Uhr bei Ihnen zu sein.“

00.08 Uhr. „Europa“ zur „Blairgowrie“: „Nur Mut, „old man“, wir tun, was wir nur können, trotz hohen Wellen.“

00.08 Uhr. „Blairgowrie“ zur „Europa“: „Sehr hoffnungslos. Glaube nicht, daß wir noch weitere 15 Minuten aushalten können. Ganz schwere Schlagseite. Jede Sekunde spülen hohe Wellen über Bord. Will am Apparat bleiben bis zuletzt.“

00.08 Uhr. „Europa“ empfängt die letzten Worte der „Blairgowrie“: „D. R. „old man“. Ich weiß, ich werde am Apparat bleiben. Ich lausche atemlos . . . Wasser . . .“

00.10 Uhr. „Europa“ ruft „Blairgowrie“ ununterbrochen ohne Antwort. Die Scheinwerfer der „Europa“ leuchten auf. Zwei von ihnen erleuchten den Himmel.

00.16 Uhr. „Blommersdyk“ verzeichnete im Logbuch: „Höre noch immer Signale von der „Blairgowrie“. Sie ver-

sucht, SDS zu senden. Aber offensichtlich ohne Erfolg. Die Signale sterben dahin.“

00.20 Uhr. „Europa“ und „Blommersdyk“ rufen weiter ununterbrochen die „Blairgowrie“ an — keine Antwort.

2.44 Uhr. „Europa“ an alle Schiffe: „Ungefähre Position der „Blairgowrie“ erreicht. Kann kein Schiff sehen. Werde bis zum Tagesanbruch hier bleiben.“

Die Telegraphen arbeiten fieberhaft weiter. Nach der „Europa“ treffen die „Blommersdyk“, die „Olympic“, die „American Banca“ und andere Schiffe an der Unglücksstätte ein. Man tauscht Meldungen über die verschiedenen Positionen und über den Verlauf der Suchaktion nach der „Blairgowrie“ aus. Viele Stunden blieben die Schiffe beieinander. Auch bei Tagesanbruch keine Spur von den Schiffbrüchigen zu entdecken.

Kurz vor 11 Uhr sichtet die „American Banca“ mehrere treibende Bretter und Balken. Eine Stunde später treibt eine zerrissene Strickleiter vorüber. Das ist alles. Die 26 Männer von der „Blairgowrie“ haben den Tod in den Wellen gefunden.

Tod und Leben marschieren Schulter an Schulter. Je näher der Schmerz des Abschieds, desto größer das Glück der Heimkehr. Die Seeleute sind Soldaten. Sie sind, wie alle echten Soldaten, Kameraden in der wirklich großen Not. Solange Seefahrt besteht, gibt es ein Gesetz der Meere, — das der Hilfe. Und es gibt wundervolle Beispiele eines unergänzlichen Heldentums, bei Rettern und Geretteten, weil die Männer ganze Kerle waren, wie viele tausend Seeleute der ganzen Welt.

* * *

Der Weg ins Leben

Bis zu den Osterfeiertagen waren viele der zukünftigen „Meister“ und „Direktoren“ noch frei und ungebunden und konnten sich noch ihrer wenigen Ferientage erfreuen. Aber am Osterdienstag mußte ein großer Teil der volkschulentlassenen Buben zum erstenmal zur Arbeit antreten. Der Ernst des Lebens hat begonnen.

Man sah manchen von den neugebackenen Lehrbuben in Begleitung des Vaters oder der Mutter, viele auch ganz allein, zur oft heiß erkämpften Arbeitsstätte wandern. „Dienstag, den 19. April, morgens 7½ Uhr, Arbeitsantritt“, hieß es im meist recht kurz gehaltenen Schreiben der Firma oder des Meisters, das als eine Kostbarkeit wohlgeborgen in der Briefftasche oder im Kalender ruhte. Manches sonst recht freche Bürschchen war an diesem „Arbeitsantritts-Tag“ ungewöhnlich still und wortlos, — nervös. Groß ist an einem solch bedeutungsvollen Tag die Aufregung: „Was wird der heutige erste Arbeitstag wohl bringen? Wird der Meister oder der Vorarbeiter mit mir zufrieden sein? Wie werde ich mich anstellen? Wird man mich am Abend wieder hinauswerfen oder wird es gut vorübergehen?“ Diese und ähnliche Gedankengänge mögen die Lehrbubenköpfe durchschwirrt haben.

Du liebe Zeit! — eigentlich war's doch auch wieder schön in der Schule! Neun Jahre hat man jetzt hinter sich und hat auch was gelernt dabei. Wie „zünftig“ war's doch auch in den Turnstunden und in der Geographie, das war doch „ischt“ mit Asien und Afrika und Amerika und erst in der Geschichte. Und das „Spicken“ zum Meschlmann Frik und zum Habegger Hans — Schön war's, wirklich schön! Und wie wird's heut' und in Zukunft werden, wenn man mit der ganzen Geographie und der Geschichte und dem Turnen und dem Sport am Schraubstock steht oder an der Drehbank oder im Bureau von K. D. J. Bleistifte spitzt?

Schade, daß man als Lehrling, als „Lehrbub“, als „Stift“ anfangen muß. Könnte man denn nicht gleich als etwas Größeres, Höheres eintreten? Wenn man nur gleich Meister werden könnte! Das Zeug dazu fühlt im Grunde genommen eigentlich jeder Berner Lehrbub in sich. Ungeachtet der augenblicklichen „seelischen Schwankungen“.

Am Abend des ersten Arbeitstages hat sich dann wohl herausgestellt, daß die meisten Befürchtungen grundlos waren.

Vom Feinmechaniker-Lehrbuben wurde noch keine Präzisionsmechanik verlangt und der Optiker mußte am ersten Tage auch noch keine Brillengläser und Anastigmaten schleifen. Dafür wurde ihm aber zu seinem Erstaunen am Schlusse der Arbeitszeit ein Besen in die Hand gedrückt, damit er seinen Arbeitsplatz säubere. Der Schreinerlehrbub, der darauf gebrannt hatte, möglichst sämtliche Hobel „ausprobieren“ zu können, mußte zunächst einmal dem Meister den ganzen Tag bei der Reparatur zuschauen, sowie ein Pflaster holen, weil er sich vor lauter Schauen und Anlehnen einen Splitter eingemacht hatte. Recht enttäuscht war der Reber Ernst, der in seinem Zeugnis lauter Sechser und Fünfer gehabt hat und der jetzt „Kaufmann“ wird. Er träumte davon, schon am ersten Tage seiner Tätigkeit als „Stift“ höchst persönlich Briefe verfassen, Bestellungen aufgeben, Aufträge erteilen zu dürfen und in Wirklichkeit —

Liebe Buben, das hat alles noch Zeit! Der Weg jedes „Stiftes“ ist nicht leicht und führt durch verschiedene Türen. Aber das gute Ende, der Aufstieg, der wird nicht ausbleiben! Glückauf, euch Berner Lehrbuben von 1938! W. Sch.

„Ein Strauß Weilchen, mein Herr?“

Sie erwachte und stürzte an den Spiegel. Sie fand sich häßlich zum Erschrecken.

„Mina!“ rief sie.

Ein kleines, etwas kränkliches Mädchel erschien im Türrahmen, aus dem der Geruch schlechten Kaffees hereinströmte.

„Was willst du?“

Mina antwortete gleichgültig aber freundlich. Sie hielt ein Stück Brot in der Hand, an dem noch die Spuren der Zähne zu sehen waren.

„Mina? Wie sehe ich heute aus?“

Die Kleine biß in ihr Brot und antwortete mit vollem Mund:

„So wie immer.“

„Es schien mir, als sei ich häßlicher oder hübscher; daß etwas verändert sei.“

„Nein, du bist wie immer.“

Als sie vor ihrer warmen Tasse saß und die Beine um die Füße ihres Sessels geschlungen hatte, fing sie zu erzählen an:

„Gestern abend bin ich sehr spät nach Hause gekommen. Du hast schon geschlafen. Denn, stell dir vor, ich bin der Liebe meines Lebens begegnet!“

„Der Liebe deines Lebens?“

„Ja, dem Mann, den ich liebe und bis zu meinem Tode lieben werde. Er heißt Bernard.“

„Bernard . . .“

„Er ist achtzehn, vielleicht zwanzig, oder dreißig Jahre alt, ich weiß es nicht. Aber er ist sehr schön, mit einer blau getupften Krawatte und einem grauen Schal. Hellgrau ist modern. Ja . . . höre: ich stand wie gewöhnlich an der Ecke der Rue Boissy d'Anglas mit meinem Korb Weilchen, es war 8 Uhr, und ich hatte noch mindestens zwanzig Büschel auf meinem Moos liegen. Da näherte er sich:

„Zu dieser Stunde haben Sie noch all das zu verkaufen?“ sagte er zu mir. „Aber morgen wird alles weß sein, mein armes Kind.“

Ich glaube, daß ich gelächelt habe, weil ich ihn gleich sehr lieb und sanft fand.

„Macht es Ihnen nichts aus“, fuhr er fort, „all diese Weilchen wieder nach Hause zurückzubringen?“

„Ob es mir nichts macht? O ja, sogar sehr viel!“ antwortete ich.

„Dann müssen Sie sie sofort verkaufen. Ich gebe Ihnen fünfzig Francs. Ist das genug?“

„O ja, mein Herr, es ist genug.“

„Da haben Sie“, und bei diesen Worten zog er eine ganz

neue Banknote aus seiner Brieftasche heraus.

„Wollen Sie alle Blumen zu einem Strauß gebunden?“ fragte ich ihn.

„Ich? Ich will Ihre Blumen gar nicht.“

„Aber — mein Herr, das kann ich nicht annehmen.“

„Oder doch, ja, ich will die Weilchen haben und freue mich, sie Ihnen schenken zu können. Binden Sie sie zu einem großen Strauß und stecken Sie ihn an, er wird Sie gut kleiden. Wie alt sind Sie?“

„Nicht ganz sechzehn Jahre.“

„Wie heißen Sie?“

„Ninette.“

„Sie sind sechzehn Jahre alt, Sie heißen Ninette und verkaufen Blumen. Das ist ja reizend. Wissen Sie, daß Sie sehr hübsch sind?“

Sie hielt einen Augenblick inne, nahm einen Schluck Kaffee und schnitt sich dann ein Stück Brot ab.

„Ich glaube eher, daß ich häßlich bin“, sagte ich ihm da.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Niemand! Der Spiegel.“

„Spiegel trügen. Ninette. Es ist abgemacht, ich schenke Ihnen diese Blumen. Und jetzt, da Sie nichts mehr zu tun haben, wollen wir miteinander gute Kuchen essen gehen. Dann führe ich Sie in ein Kino.“

Ich dachte, ich hätte es vielleicht mit einem Berrückten zu tun, aber er meinte es ernst.

Er führte mich zu Ladurée und zahlte mir drei Kuchen, und ich sah, daß ich auch sechs hätte haben können, wenn ich gewollt hätte. Dann gingen wir ins Kino auf Plätze zu fünfzehn Francs. Fünfzehn Francs, Mina! Soviel verdienen wir kaum zusammen an einem Tag.“

„Wann hast du erfahren, wie er heißt?“ fragte Mina.

„Sobald ich im Finstern neben ihm saß, fühlte ich mich etwas wohler. „Wie heißen Sie?“ wagte ich zu fragen.“

„Genügt es Ihnen, meinen Vornamen zu wissen? Bernard.“

„Ja. Ich möchte nur wissen, warum Sie mich hierher geführt haben?“

„Warum? Um Ihnen eine Freude zu machen. Würde es Ihnen auch Freude machen, wenn ich Sie umarme?“

„Wenn Sie mich umarmen? O ja!“

Er zog mich sanft an sich und küßte mich auf die Stirn. Sein Mund war warm und feucht, und ich glaubte, ich würde vor Glück sterben. Ich lehnte den Kopf an seine Schulter. Auf der Leinwand zogen Banditen vorüber, Damen in Abendkleidern, auch Paare, die sich küßten.

Ungefähr nach einer Stunde sagte er mir: „Sie müssen noch dableiben, Ninette, Sie sollen einen wirklich schönen Abend verbringen. Ich muß jetzt fortgehen.“

Er erhob sich und drückte mir die Hand. Ich hätte ihm gern ein Wort gesagt, aber ich brachte keinen Laut hervor, und bald war er weit fort, in der Dunkelheit verschwunden.

Um Mitternacht, bei strömendem Regen, habe ich meinen Korb geholt. Ich fuhr dann mit der Untergrundbahn nach Hause. Ich war glücklich, Mina! Wenn du wüßtest, wie ich ihn liebe! Das ist der Mann meines Lebens!“

„Glaubst du, daß du ihn wiedersehen wirst?“ fragte Mina.

„Aber natürlich werde ich ihn wiedersehen! Heute abend wird er kommen. Ich bin sicher, daß auch er mich liebt, daß er mir gesagt hat, ich sei hübsch, wo ich doch sehr gut weiß, daß ich häßlich bin. Wenn das nicht Liebe ist . . .“

Alle Tage, seit einem Jahr, verkauft die Kleine bis zum Abend ihre Blumensträuße an der Ecke der Rue Boissy d'Anglas.

„Für zehn Sous Weilchen, mein Herr, für Ihre schöne Dame.“

Alle Tage, bis zum Abend, hat sie alle Männer angeschaut, die vorübergegangen sind.